Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

**Band:** 10 (1920)

Heft: 24

**Artikel:** Das Fräulein von Scuderi [Fortsetzung]

Autor: Hoffmann, E.T.A.

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-636599

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 18.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Nummer 24 - X. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst Gebruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 12. Juni 1920

## Das Dorf.

Von Robert Reinick.

Steht ein Kirchlein im Dorf, Geht der Weg dran vorbei, Und die Bühner, die machen Am Weg ein Geschrei.

Und die Cauben, die flattern Da oben am Dach, Und die Enten, die schnattern Da unten am Bach. Auf der Brück steht ein Junge, Der singt. daß es schallt, Kommt ein Wagen gefahren, Der Suhrmann, der knallt. Und der Wagen voll heu, Der kommt von der Wiese,

Der kommt von der Wiese, Und oben darauf Sigt der Bans und die Liese. Die jodeln und judzen Und lachen alle beid, Und das klingt durch den Abend, Es ist eine Freud!

· Und dem König sein Chron, Der ist prächtig und weich, Doch im Beu zu siten, Dem kommt doch nichts gleich!

Und wär ich der König: Gleich wär ich dabei Und nähme zum Thron mir Einen Wagen voll heu.

## Das Fräulein von Scuderi. ==

Erzählung aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. von E. T. A. hoffmann.

Alle die Gräuel der Zeit schilderte nun die Martinière mit den lebhaftesten Farben, als sie am andern Morgen ihrem Fräulein erzählte, was sich in voriger Nacht zugetragen, und übergab ihr zitternd und zagend das geheimnisvolle Raftchen. Sowohl fie als Baptifte, der ganz verblaßt in der Ede stand, und vor Angst und Beklommenheit die Nacht= mütze in den Sanden knetend, kaum sprechen konnte, baten das Fräulein auf das wehmütigste um aller Beiligen willen, boch nur mit möglichster Behutsamkeit das Rastchen zu öffnen. Die Scuderi, das verschloffene Geheimniß in der Hand wiegend und prüfend, sprach lächelnd: Ihr seht Beide Gespenfter! — Daß ich nicht reich bin, daß bei mir keine Schätze, eines Mordes wert, zu holen sind, das wissen die verruchten Meuchelmörder da draußen, die, wie ihr felbst sagt, das Innerste der Häuser erspähen, wohl eben so gut als ich und Ihr. Auf mein Leben soll es abgesehen sein? Wem kann was an dem Tode liegen einer Person von dreiundsiebzig Jahren, die niemals andere verfolgte als die Bösewichter und Friebensstörer in den Romanen, die sie selbst schuf, die mittel= mäßige Verse macht, welche niemandes Neid erregen können, bie nichts hinterlaffen wird, als den Staat des alten Frauleins, das bisweilen an den Hof ging, und ein paar Dutend gut eingebundener Bücher mit vergoldetem Schnitt! Und

Du, Martinière! Du magst nun die Erscheinung des fremden Menschen so schreckhaft beschreiben wie Du willst, doch kann ich nicht glauben, daß er böses im Sinne getragen.

Mjo! -

Die Martinière prallte drei Schritte zurück, Baptiste sank mit einem dumpfen Ach! halb in die Knie, als das Fräulein nun an einen hervorragenden stählernen Knopf drückte, und der Deckel des Käftchens mit Geräusch aussprang.

Wie erstannte das Fräulein, als ihr aus dem Kästchen ein paar goldene, reich mit Juwelen besetzte Armbänder und eben ein solcher Halsschmuck entgegen sunkelten. Sie nahm das Geschmeide heraus, und indem sie die wundervolle Arbeit des Halsschmucks lobte, beäugelte die Martinière die reichen Armbänder und rief einmal über das andere, daß ja selbst die eitle Montespan nicht solchen Schmuck besitze. Aber was soll das, was hat das zu bedeuten? sprach die Scuderi. In dem Augenblick gewahrte sie auf dem Boden des Kästchens einen kleinen zusammengesalteten Zettel. Mit Recht hosste den Ausschluß des Geheimnisses darin zu sinden. Der Zettel, kaum hatte sie was er enthielt, gelesen, entsiel ihren zitternden Händen. Sie warf einen sprechenden Blick zum Himmel, und sank dann wie halb ohnmächtig in den Lehnstessel zurück. Erschrocken sprang die Martinière, sprang Baptiste

3

ihr bei. "D", rief sie nun mit von Tränen halb erstickter Stimme, "o der Kränkung, o der tiesen Beschämung! Muß mir das noch geschehen im hohen Alter! Hab ich denn im thörichten Leichtsinn gesrevelt, wie ein junges, unbesonnenes Ding? — D Gott, sind Worte, halb im Scherz hingeworsen, solcher gräßlicher Deutung fähig! — Darf denn mich, die ich der Tugend getreu und der Frömmigkeit tadellos blied von Kindheit an, darf denn mich das Verbrechen des teusslisschen Vindheits zeihen?"

Das Fräulein hielt das Schnupftuch vor die Augen und weinte und schluchzte heftig, so daß die Martinière und Bapstifte ganz verwirrt und beklommen nicht wußten, wie ihrer guten Herrschaft beistehen in ihrem großen Schmerz.

Die Martinière hatte den verhängnisvollen Zettel von der Erde aufgehoben. Auf demselben stand:

Un amant, qui craint les voleurs, n'est point digne d'amour.

"Euer scharssinniger Geist, hochgeehrte Dame, hat uns, "die wir an der Schwäche und Feigheit das Recht des Stärs"kern üben und uns Schätze zueignen, die auf unwürdige "Weise vergeudet werden sollten, von großer Versolgung erswettet. Als einen Beweis unserer Dankbarkeit nehmet gütig "diesen Schmuck an. Es ist das kostbarke, was wir seit "langer Zeit haben auftreiben können, wie wohl Euch, würschige Dame viel schöneres Geschmeide zierer sollte, als dieses "nun eben ist. Wir bitten, daß Ihr uns Eure Freundschaft "und Euer huldvolles Andenken nicht entziehen möget.

Die Unsichtbaren."

"Ist es möglich", rief die Scuderi, als sie sich einiger= maßen erholt hatte, "ift es möglich, daß man die schamlose Frechheit, den verruchten Hohn so weit treiben kann?" Die Sonne schien hell durch die Fenstergardinen von hoch= roter Seibe, und fo kam es, daß die Brillanten, welche auf dem Tische neben dem offenen Rästchen lagen, in rötlichem Schimmer aufblitten. Hinblickend verhüllte die Scuderi voll Entsetzen das Gesicht, und befahl der Martinière, das fürchterliche Geschmeibe, an dem das Blut der Ermordeten klebe, augenblicklich fortzuschaffen. Die Martinière, nachdem sie Halsschmuck und Armbänder sogleich in das Rästchen verschlossen, meinte, daß es wohl am geratesten sein würde, die Juwelen dem Polizeiminister zu übergeben, und ihm zu vertrauen, wie sich alles mit der beängstigenden Erscheinung des jungen Menschen und der Einhändigung des Räftchens zugetragen.

Die Scuberi stand auf und schritt schweigend langsam im Zimmer auf und nieder, als sinne sie erst nach, was nun zu tun sei. Dann befahl sie dem Baptiste, einen Tragsessel holen, der Martinière aber, sie anzukleiden, weil sie auf der Stelle hin wolle zur Marquise de Maintenon.

Sie ließ sich hintragen zu Marquise gerade zu der Stunde, wann diese, wie die Scuderi wohl wußte, sich allein in ihren Gemächern befand. Das Kästchen mit den Juwelen nahm sie mit sich.

Wohl mußte die Marquise sich hochverwundern, als sie das Fräulein, sonst die Würde, ja trog ihrer hohen Jahre, die Liebenswürdigkeit, die Anmut selbst, eintreten sah, blaß, entstellt, mit wankenden Schritten. "Was um aller Heiligen willen ist Euch widersahren?" rief sie der armen, beängsteten Dame entgegen, die, ganz außer sich selbst, kaum im Stande,

sich aufrecht zu erhalten, nur schnell den Lehnsessel zu erreichen suchte, den ihr die Marquise hinschob. Endlich des Wortes wieder mächtig, erzählte das Fräulein, welch tiefe, nicht zu verschmerzende Kränkung ihr jener unbedachtsame Scherz, mit dem sie die Supplik der gefährdeten Liebhaber beantwortet, zugezogen habe. Die Marquise, nachdem sie Alles von Moment zu Moment ersahren, urteilte, daß die Scuderi sich das sonderbare Ereignis viel zu sehr zu Herzen nehme, daß der Hohn verruchten Gesindels nie ein frommes, edles Gemüt treffen könnne, und verlangte zuletzt den Schmuck zu sehen.

Die Scuderi gab ihr das geöffnete Kästehen, und die Marquise konnte sich, als sie das köstliche Geschmeide erblickte, des lauten Ausruss der Verwunderung nicht erwehren. Sie nahm den Halsschmuck, die Armbänder heraus und trat damit an das Fenster, wo sie bald die Juwelen an der Sonne spielen ließ, bald die zierliche Goldarbeit ganz nahe vor die Augen hielt, um nur recht zu erschauen, mit welcher wundervollen Kunst jedes kleine Häken der verschlungenen Ketzten gearbeitet war.

Auf einmal wandte sich die Marquise rasch um nach bem Fräulein und rief: "Wißt Ihr wohl, Fräulein! daß diese Armbänder, diesen Halsschmuck niemand anders gearbeitet haben kann, als René Cardillac?" — René Cardillac war damals der geschickteste Goldarbeiter in Paris, einer der kunftreichsten und zugleich sonderbarsten Menschen seiner Beit. Eher klein als groß, aber breitschultrig und von ftarkem, muskulösem Körperbau hatte Cardillac, hoch in die fünfziger Jahre vorgerückt, noch die Kraft, die Beweglichkeit des Jünglings. Bon diefer Kraft, die ungewöhnlich zu nennen, zeigte auch das dicke, krause rötliche Haupthaar und das gedrungene, gleißende Antlit. Wäre Cardillac nicht in ganz Paris als der rechtlichste Ehrenmann, uneigennützig, offen, ohne Hinterhalt, stets zu helfen bereit, bekannt gewesen, sein ganz besonderer Blick aus kleinen, tiefliegenden, grün funkelnden Augen hätten ihn in den Verdacht heimlicher Tücke und Bosheit bringen können. Wie gesagt, Cardillac war in seiner Runst der Geschickteste nicht sowohl in Paris, als vielleicht überhaupt seiner Zeit. Innig vertraut mit der Natur der Edelsteine, wußte er sie auf eine Art zu behandeln und zu fassen, daß der Schmuck, der erst für unscheinbar gegolten, aus Cardillacs Werkstatt hervorging in glänzender Pracht. Jeden Auftrag übernahm er mit brennender Begierde und machte einen Preis, der, so geringe war er, mit der Arbeit in keinem Verhaltnis zu stehen schien. Dann ließ ihm bas Werk keine Ruhe, Tag und Nacht hörte man ihn in seiner Werkstatt hämmern und oft, war die Arbeit beinahe vollen= bet, mißfiel ihm plötlich die Form, er zweifelte an der Zier= lichkeit irgend einer Fassung der Juwelen, irgend eines kleinen Hätchens - Anlaß genug, die ganze Arbeit wieder in den Schmelztiegel zu werfen und von neuem anzufangen. So wurde jede Arbeit ein reines, unübertreffliches Meifter= werk, das den Besteller in Erstaunen setze. Aber nun war es kaum möglich, die fertige Arbeit von ihm zu erhalten. Unter tausend Vorwänden hielt er den Besteller hin von Woche zu Woche, von Monat zu Monat. Vergebens bot man ihm das Doppelte für die Arbeit, nicht einen Louis mehr als den bedungenen Preis wollte er nehmen. Mußte er dann endlich dem Andringen des Bestellers weichen und den Schmuck herausgeben, so konnte er sich aller Zeichen des

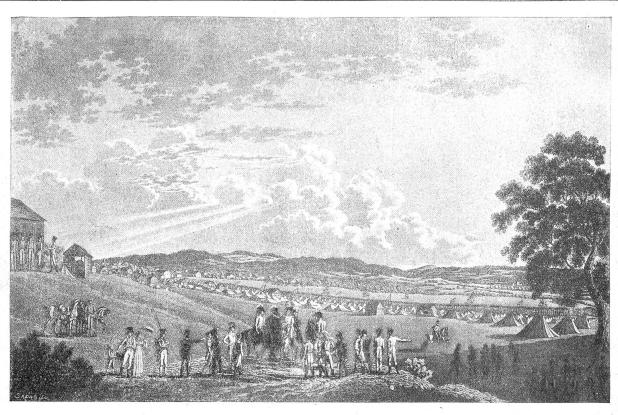


Benry van Muyden. Der Ziegenhirt,

tiefsten Verdrusses, ja einer innern But, die in ihm kochte, nicht erwehren. Hatte er ein bedeutenderes, vorzüglich reiches Werk, vielleicht viele Tausende an Wert bei der Kostbar= keit der Juwelen, bei der überzierlichen Goldarbeit, abliefern mussen, so war er im Stande, wie unsinnig umherzulausen, sich, seine Arbeit, Alles um sich her verwünschend. Aber so wie einer hinter ihm herrannte und laut schrie: "René Carbillac, möchtet Ihr nicht einen schönen Halsschmuck machen für meine Braut — Armbänder für mein Mädchen u. s. w.," bann stand er plöglich still, bligte ben an mit seinen kleinen Augen und fragte, die Sände reibend: "Was habt Ihr denn?" Der zieht nun ein Schächtelchen hervor und spricht: "Sier find Juwelen, viel Sonderliches ift es nicht, gemeines Zeug, boch unter Euern Händen" — Cardillac läßt ihn nicht auß= reden, reißt ihm das Schächtelchen aus den händen, nimmt die Juwelen heraus, die wirklich nicht viel wert find, hält sie gegen das Licht und ruft voll Entzücken: "Ho ho - gemeines Zeug? — mit nichten! — hübsche Steine — herrliche Steine, lagt mich nur machen! - und wenn es Guch auf eine Handvoll Louis nicht ankommt, so will ich noch ein paar Steinchen hineinbringen, die Guch in die Augen funkeln follen wie die liebe Sonne selbst." — Der spricht: "Ich überlasse Euch Alles, Meifter René, und zahle, was Ihr wollt!". Ohne Unterschied, mag er nun ein reicher Bürgersmann ober ein vornehmer Herr vom Hofe sein, wirft sich Cardillac un= gestüm an seinen Hals, und drückt und kußt ihn und spricht, nun sei er wieder ganz glücklich und in acht Tagen werde die Arbeit fertig sein. Er rennt über Hals und Ropf nach Hause, hinein in die Werkstatt, hämmert darauf los, und in acht Tagen ist ein Meisterwerk zu Stande gebracht. Aber fo wie der, der es bestellte, kommt, mit Freuden die gefor= berte geringe Summe bezahlen, und den fertigen Schmuck mitnehmen will, wird Cardillac verdrießlich, grob, trozig. Aber Meister Cardillac, bedenkt, morgen ist meine Hochzeit.

Was schert mich Eure Hochzeit, fragt in vierzehn Tagen wieder nach. — Der Schmuck ist fertig, hier liegt das Geld, ich muß ihn haben — Und ich sage Euch, daß ich noch manches an dem Schmuck ändern muß, und ihn heute nicht herausgeben werde. — Und ich sage Euch, daß wenn ihr mir den Schmuck, den ich Euch allenfalls doppelt bezahlen will, nicht herausgebt im Guten, Ihr mich gleich mit Argensons dienst= baren Trabanten anrücken sehen sollt. Run so quale Euch ber Satan mit hundert glühenden Kneipzangen, und hänge drei Zentner an den Halsschmuck, damit er Eure Braut erdroßle! — Und damit steckt Cardillac dem Bräutigam den Schmuck in die Busentasche, ergreift ihn beim Arm, wirst ihn zur Stubentür hinaus, daß er die ganze Treppe hinabpoltert, und lacht wie der Teufel jum Fenfter hinaus, wenn er fieht, wie der arme junge Mensch, das Schnupftuch vor der blutigen Rase, aus dem Hause hinaus hinkt. - Gar nicht zu erklären war es auch, daß Cardillac oft, wenn er mit Enthusiasmus eine Arbeit übernahm, plöglich den Besteller mit allen Zeichen des im Innersten aufgeregten Gemüts, mit ben erschütternosten Beteurungen, ja unter Schluchzen und Tränen, bei der Jungfrau und allen Heiligen beschwor, ihm das unternommene Werk zu erlassen. Manche der von dem Könige, von dem Volke hochgeachtetsten Personen hatten vergebens große Summen geboten, um nur das kleinfte Werk von Cardillac zu erhalten. Er warf sich dem Könige zu Füßen, und flehte um die Huld, nichts für ihn arbeiten zu dürfen. Ebenso verweigerte er der Maintenon jede Bestellung, ja mit dem Ausdruck des Abscheues und Entsetzens verwarf er den Antrag derselben, einen kleinen, mit den Enblemen der Kunft verzierten Ring zu fertigen, den Racine von ihr erhalten sollte.

"Ich wette," sprach daher die Maintenon, "ich wette, daß Cardillac, schicke ich auch hin zu ihm, um wenigstens zu ersahren, für wen er diesen Schmuck sertigte, sich weigert her-



Eidgenössischer Waftenplatz in Wohlen (Kt. Aargau) im Jahre 1820.

zukommen, weil er vielleicht eine Bestellung fürchtet und doch durchaus nichts für mich arbeiten will. Wiewohl er seit einiger Zeit abzulassen scheint von seinem starren Sigensinn; denn wie ich höre, arbeitet er jeht sleißiger als je, und liesert seine Arbeit ab auf der Stelle, jedoch noch immer mit tiesem Berdruß und weggewandtem Gesicht." Die Scuderi, der auch viel daran gelegen, daß, sei es noch möglich, der Schmuck bald in die Hände des rechtmäßigen Sigentümers komme, meinte, daß man dem Meister Sonderling ja gleich sagen lassen könne, wie man keine Arbeit, sondern nur sein Urteil über Inwelen verlange. Das billigte die Marquise. Es wurde nach Cardillac geschickt, und, als sei er schon auf dem Wege gewesen, trat er nach Verlauf weniger Zeit in das Zimmer. (Fortsehung folgt.)

# Die eidgenössischen Übungslager von 1820—1852.

Die Vorläuser unserer Truppenzusammenzüge sind die eidgenössischen Übungslager. Da in diesem Jahre gerade hundert Jahre seit dem ersten eidgenössischen abungslager verslossen sind, dürste es angezeigt sein, auf die uns undekannt gewordene Institution kurz zu sprechen zu kommen, auch wenn in der letzen Zeit militärische Dinge sich nicht mehr der alten Popularität ersreuen. Es handelt sich schließelich um eine Angelegenheit, die im Lichte der historischen Entwicklung zu betrachten ist.

Um 1820 war das Militärwesen noch vollständig Sache

Um 1820 war das Militärwesen noch vollständig Sache der Kantone. Diese waren so ziemlich selbstherrlich. Zwar waren einige allgemeine und bindende Bestimmungen im Bundesvertrag von 1815 und namentlich im "Eidgenösssschen Militärreglement" von 1817 enthalten, die die Kantone nicht umgehen konnten. So war die allgemeine Wehrpslicht sest-

gelegt. Das eidgenössische Heer war in Auszug, Reserve und Landwehr eingeteilt. Auszug und Reserve zählten je 33,750 Mann. Jeder Kanton hatte auf je 100 Seelen zwei Soldaten zu ftellen. Sonft aber waren die Stände in ber Geftaltung ihres Heerwesens frei. In der Ausdildung und Bewaffnung herrschte ein buntes Chaos. Um nun wenigstens einigermaßen eine Einheitlichkeit da hinein zu bringen, gelang es einsichtigen Männern, in das "Eidgenössische Militärreglement" von 1817 eine Bestimmung aufzunehmen, wonach "vorerst gestatte, "in turzeren Fristen" sur einzelne Truppenteile verschiedener Waffengattungen des Bundesauszuges "größere taktische Übungen" abzuhalten. Wir finden darin den allerserften Anfang zu eidgenössischen Manövern mit Truppen verschiedener Kantone. Die "größeren taktischen Übungen" wurden nach ihrer Organisation "eidgenössische Übungslager" geheißen. Sie wurden von 1820 hinweg alle zwei Jahre abgehalten, bis das "Geset vom 5. Mai 1850 für die Orsganisation des Bundesheeres" neue Verhältnisse brachte. Das lette bungslager fiel ins Jahr 1852. Trot allen Mängeln, die den Ubungslagern, wie wir hören werden anhafteten, bedeutete ihre Einführung 1820 doch einen entschiedenen Fortschritt. Man hatte die Möglichkeit, wenigstens von Zeit zu Zeit Truppenteile verschiedener Kantone auf ihre Schulung und Kriegstüchtigkeit zu prüsen. Das mußte zu einem gesunden Wettstreit führen. Den eidgenössischen Herschung der war nun Gelegenheit gegeben, einmal in größerem Versbande Führeraufgaben lösen zu müssen, war es doch vorher durchaus keine Seltenheit, daß Divisionäre als höchste Einheit nur ein Bataillon kommandiert hatten. Alle höhern Offiziere waren verpflichtet, mindestens alle vier Jahre einmal einer Truppenübung beizuwohnen.

Die Übungslager wurden von einer Aufsichtsbehörde organisiert. Sie bestand aus fünf Mitgliedern und wurde vom Standesoberhaupte des jeweiligen Vorortes präsidiert. Die Aufsichtsbehörde hatte die Kantone und Waffengattungen